

kationen des Geehrten werden zahlreiche zeitgeschichtliche Details genannt, um das Wirken von Hölscher besser einordnen zu können. Die Leser*innen erfahren nicht nur wichtige Einzelheiten eines bedeutenden Vertreters des Faches, sondern auch zahlreiche Informationen über die Entwicklungsgeschichte der Gräzistik.

Abschließend kann konstatiert werden, dass H. klare Vorstellungen entwickelt hat, welche Ziele eine griechische Literaturgeschichte in der heutigen Zeit verfolgen soll und wie das Konzept dazu aussehen kann. Der von H. gewählte zeitliche Rahmen erstreckt sich von der homerischen Epik bis in die Zeit der frühen christlichen Literatur (etwa: Synesios von Kyrene) und bleibt nicht in der Epoche des Hellenismus stehen (323 bis 30 v. Chr.) – wie viele frühere Literaturgeschichten.

H. legt Perspektiven für eine griechische Literaturgeschichte vor, die die Relevanz der griechischen Texte für die allgemeine Literaturwissenschaft wie auch für die kulturwissenschaftlich orientierte Altertumswissenschaft hervorhebt. Wer diesen Band gründlich durchgearbeitet hat, ist auf dem neuesten Forschungsstand der Gräzistik.

DIETMAR SCHMITZ

Rüpke, J. / Mancini, S. B. (2023): *Antike Epik. Eine Einführung in hexametrische Großdichtung*, Baden-Baden, Tecum-Verlag, 258 S., EUR 24,-, (ISBN 978-3-8288-4923-5).

Über einen Mangel an Überblicksdarstellungen antiker Epik kann man sich nicht beklagen. Der hier zu besprechende Band, es handelt sich um die 3. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage einer Erstpublikation aus dem Jahre 1998, sucht einen eigenen Fokus. Mit Bezug auf die Gattungsdefinition von Heinz Hoffmann wird als Ziel formuliert: „Aussagen über

die übliche Darbietungs- und Rezeptionsform von Epen: Wurden sie vorgetragen, wurden sie vorgelesen, las man sie für sich allein im stillen Kämmerchen? fehlen in dieser Definition. Es fehlen auch Aussagen über das typische Publikum von Epen. Wer hat Epen angehört oder gelesen? Und es fehlen Aussagen über die gesellschaftliche Funktion dieses Textes. Ist es ein Text, der belehrt, der die gemeinsame Moral hebt, oder ist es ein Text mit kompensatorischer Funktion“ (15). Das Zielpublikum wird zwar nicht ausdrücklich genannt, ergibt sich aber durch die Etikettierung als Einführung sowie durch nicht gerade seltene grundlegende Informationen wie z.B. der Erklärung des Begriffs „Kykliche Epen“ (48).

Nach einer ausführlichen „Einführung“ (1-16), in der die antiken Epen in den weiten Kontext asiatischer (Mahabharata) und altorientaler (Gilgamesch) Epik gestellt und verschiedene Konzepte der Gattungskonstitution in Antike und Neuzeit vorgestellt werden, vollzieht sich die Durchführung in elf Abschnitten: „Anfänge griechischer Epik“ (17-57), „Hellenistische Epik“ (59-61), „Anfänge römischer Epik“ (63-95), „Entwicklungen des ersten und zweiten Jahrhunderts v. Chr.“ (97-105) „Catull“, (107-109); „Das antike Lehrgedicht: Lucrez“ (111-118), „Vergils Aeneis“ (119-140), „Ovid“ (141-156), „Historische Epen der Prinzipatszeit“ (157-186), „Mythologische Epik“ (187-204), „Die spätantike Epik“ (205-229). Ein „Epilog“ (231f.) und eine „Auswahlbibliographie“ (233-248) runden den Band ab.

Wie schon dieser Überblick zeigt, liegt der Schwerpunkt auf dem römisch-lateinischen Epos. Die einzelnen Abschnitte bieten die üblichen Informationen zu Autor und Werk, die je nach Quellenlage unterschiedlich ausführlich ausfallen. Dabei werden die Quellen nicht immer hinterfragt, werden doch beispielsweise

die antiken Nachrichten über Vergil und dessen Arbeitsweise mitunter auch kritisch gesehen (vgl. z. B. N. Holzberg, Vergil, München 2006, 14-24). Inhaltsangaben gibt es nicht zu jedem Werk oder sie fallen eher knapp aus; verständlich ist das bei Silius Italicus, da es eine Nacherzählung des Krieges wäre, aber weniger bei Apollonios Rhodios. Der Leser erfährt auch erfreulich viel über die Struktur der Epen, die unterschiedlichen Erzähltechniken, das Verhältnis von Mythos und Historie, allgemein poetologische Themen und Debatten wie z. B. im Hellenismus oder zu Catull und Lucrez, den Gehalt und die Aussage der Werke sowie über die Leistung des Dichters, nicht zuletzt im Verhältnis zu dessen Prätexten und dem Gattungsdiskurs. Dabei werden stets die individuellen Züge einer jeden Dichtung, z. T. durch Kontrastierung mit Vorgängern oder Zeitgenossen dargestellt. Sehr anschaulich sind die eingestreuten konkreten Textbeispiele, aus denen wichtige Einsichten in ein Werk abgeleitet werden; das hätte zumindest nach Ansicht des Rezensenten noch öfter geschehen können, wie z. B. bei der die Odyssee betreffenden Feststellung „Es lassen sich in der Gesamtstruktur der Handlung eine Reihe von Elementen aufweisen, die auf der einen Seite untrennbar mit der Handlung verbunden sind, die man nicht herauslösen kann, ohne die Gesamtstruktur zu zerstören, welche auf der anderen Seite aber keine unmittelbare erzählerische Funktion haben“ (47). Dabei bilden die Abschnitte keine bloße Aneinanderreihung von Einzelerläuterungen, sondern suchen innerhalb des Gattungsdiskurses Konstanten, Entwicklungslinien, und wechselseitigen Bezüge aufzuzeigen, wobei auch der Aspekt der Rezeption eine Rolle spielt. Gerade die in der Einleitung beschriebene grundsätzliche Ausrichtung ist konsequent durchgehalten, wird aber besonders in grundlegenden Abschnitten wie

„Anfänge griechischer Epik“ (17-57), „Anfänge römischer Epik“ (63-95), „Entwicklungen des ersten und zweiten Jahrhunderts v. Chr.“ (97-105) „Historische Epen der Prinzipatszeit“ (157-186), „Mythologische Epik“ (187-204), „Die spätantike Epik“ (205-229) zum zentralen Gegenstand. Dabei handelt es sich um Themen wie das Verhältnis zwischen mündlicher Rezitation und (späterer) Schriftlichkeit, das mögliche Publikum, wie beim Vortrag vor Adligen bei Homer, Königen im Hellenismus, bei Banketten der Oberschicht in Rom, Dichterlesungen und die Rezitation der claudianischen Epen für den genannten Adressaten, die je nach sozial-gesellschaftlichem, kulturellem und politischem Hintergrund sich ändernde Stellung des Dichters vom fahrenden Sänger über den Hofpoeten und Klienten römischer Nobiles bzw. Principes bis zum Berufsdichter, wofür besonders Lucan und Statius angeführt werden, die bereits durch die Anfänge bedingte enge Verbindung von Historiographie und Epos in Rom sowie die durch die sog. Reichkrise geänderten Bedingungen für die Einordnung der christlichen Epik. Breiten Raum nehmen vor allem die Entstehungsbedingungen der römischen Epik ein: Auf dem Hintergrund des mit dem Wechsel von mündlicher zu schriftlicher Literatur in Rom verbundenen Übergangs vom Griechischen zum Lateinischen wird die Frage nach den Umständen gestellt, die „bedingen, dass sich im lateinischen Bereich eine eigenständige Epik entwickelt“ (68). Die Epen gehören, die Tradition mündlich rezitierter *carmina* beim Bankett aufnehmend, in diesen Lebensbereich, was die Annahme eines mündlichen Vortrags sinnvoll erscheinen lässt. Sie sind damit in das Kommunikationssystem der Republik einzuordnen. In diesem Zusammenhang ist erhellend der Blick auf die Historiographie, die viel eher als das historische Epos der

Inszenierung einzelner *gentes* dient, wenn auch das 15. Annalenbuch des Ennius mit der Darstellung des Mäzens M. Fulvius Nobilior sowie die zunehmenden *recusationes*, die allerdings erst aus der augusteischen Literatur bekannt sind, auch diese Seite des Epos dokumentieren. Dennoch scheint in dieser Hinsicht die Historiographie das Epos entlastet und größere Freiheiten der Gestaltung wie den Götterapparat möglich gemacht zu haben, wenn hierbei auch der Einfluss der gattungsinhärenten Tradition nicht ausdrücklich erwähnt wird. Der Vortrag der Epen ist insofern nicht als Dichtung für nur die Anwesenden zu denken, ist der Gegenstand der Erzählungen doch stets Rom, weshalb der Begriff ‚Nationalepos‘ uneingeschränkt zutrifft. Für den Prozess der Verschriftlichung wichtig waren die Fixierung der gehaltenen Reden, das Aufkommen der *commentarii* und vor allem die Verbreitung dramatischer Theaterstücke, die trotz des mündlichen Vortrags schon aus rein praktischen Gründen eines für die Einübung und/oder Aufführungen schriftlich fixierten Textes bedurften. Dabei war innerhalb der Nobilität eine Selbstvergewisserung in den politisch agonalen Prozessen eine treibende Kraft, aber auch die Dokumentation und Legitimierung römischer Positionen gegenüber nicht zuletzt griechischen Staaten. Dazu bedurfte es einer Aneignung fremder Erzählungen in Schriftform, sei es als Übersetzung, sei es als Neuproduktion. Damit verbunden ist einerseits eine Konkurrenzsituation mit der griechischen Literatur, die durch die hier nicht verwendeten Begriffe *interpretatio*, *imitatio*, *aemulatio* beschrieben wird, verbunden mit der Übernahme elementarer Bestandteile der epischen Tradition, und andererseits eine Vergewisserung der eigenen Geschichte, z. B. durch eine Harmonisierung mit der griechischen, wie sich an der Frage nach

dem Gründungsdatum Roms im Verhältnis zum trojanischen Krieg schon bei Naevius zeigt.

Ein paar Anmerkungen: Wenn die Position des augusteischen Dichters als die eines Künstlers beschrieben wird, der sich von der Abhängigkeit zu emanzipieren sucht, indem er zwar dem *populus Romanus* ewige Wahrheiten verkündet, diese „tatsächlich aber beim Abendessen eines römischen Großen auf der Wohnzimmercouch vortragen“ (120), bleibt zu überlegen, dass schon bei Cicero mit *populus Romanus* je nach Situation nur die führenden Stände gemeint sein können, der Widerspruch womöglich nicht existiert. – Der Rezensent hat sich bei der Aussage, bei den „Alternativen zur Neugründung Trojas an der Tibermündung“ handle es sich „um verschiedene Typen von Gedankenexperimenten. Was wäre geschehen, wenn die Trojaner sich hier niedergelassen hätten“ (139), gefragt, ob ein zeitgenössischer Rezipient diese wirklich als reale Möglichkeiten hat verstehen können. Der Text lässt dafür keinen Raum, wenn z. B. Helenus selbst Ausonien als ausschließliches Ziel nennt (Aen. 3,358) oder Iuno und Venus in Karthago ein unnatürliches Bündnis eingehen, das nicht auf ein Bleiben der Trojaner in Karthago zielt. – Für Ovids Metamorphosen als Epos-Parodie und Lucans Pharsalia als Annäherung an die Historiographie hätte durchaus deutlicher gesagt werden können, dass es sich um die Antwort auf eine Frage handelt, die sich für griechische Epiker nach Homer schon stellte, jetzt aber lautet „Ist nach Vergil Epik noch sinnvoll?“. Gerade die verlorenen Epen könnten problematische Beispiele geliefert haben. – Unverständlich bleibt im Abschnitt über Valerius Flaccus die Aussage „Der Kaiser ... wird aber am Anfang wie am Ende des Werkes als Feldherr sichtbar“ (193). Der Text bricht mitten in der Handlung ab und im Proömium wird die gesamte flavische Dynastie

vorgestellt, was nicht „in einem primär republikanischen Gewand“ geschieht.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass eine konsequent auf eine konkrete Perspektive ausgerichtete Einführung in die antike Epik vorliegt, die trotz einer geringeren Konzentration auf die griechische Epik – weder Apollonios Rhodios noch Quintus Smyrnaeus und Nonnos gehört eine richtige Einzeldarstellung – empfehlenswert ist. Leider ist der Satz nicht frei von Schreib-/Setzfehlern und ausgelassenen Wörtern.

PETER SCHENK

Fögen, Th., Mindt, N. (2024): Brief und Epigramm. Bezüge und Wechselwirkungen zwischen zwei Textsorten in Antike und Mittelalter, Berlin/Boston, de Gruyter, 346 S., EUR 119,95 (ISBN 978-3-11-063879-0). <https://doi.org/10.1515/9783110638790>.

Sich in Zeiten von SMS, also des Short Message Service, und anderer Kurznachrichtendienste wie WhatsApp, X oder Telegram mit antiken Textsorten zu befassen, von denen zumindest eine ebenfalls ein zentrales Wesensmerkmal in ihrem deutschen Namen Brief, abgeleitet von *brevitas*, trägt, scheint dem Rezensenten schon per se ein lohnendes Unterfangen.

Das Herausgeberteam beschreibt in seiner Einleitung Brief und Epigramm als ursprünglich „durch Kürze und Beschränkung auf das Wesentliche gekennzeichnet[e]“ Textsorten (2). Weitere gemeinsame Charakteristika bestünden in ihrer Schriftlichkeit und einem „eher ‚niedrige[n]‘ Stil, verbunden mit entsprechenden Stoffen und Motiven“ (1). Darüber hinaus nennen Fögen und Mindt die Okkasionalität ein „wesentliches Merkmal“ (6) von Brief und Epigramm. Sie verstehen darunter neben dem Austausch von Informationen Anekdoten, Portraits von Zeitgenossen, „Danksagungen, Ein-

ladungen, Gratulationen oder Empfehlungen“ sowie „die Reflexion zu sozialen und politischen Verhältnissen oder sogar [...] philosophische Instruktion“ (6). Es lasse sich zudem beobachten, dass „sich kaum eine Textsorte innerhalb p der antiken griechischen und römischen Literatur als so flexibel“ (5) zeige wie der Brief, denn er sei „schon früh von gebildeten Eliten“ entgegen dem Postulat der Kürze „in eine facettenreichen literarische Gattung transformiert“ (5) worden, etwa mit Themen aus Philosophie und Naturwissenschaft. Seine sprachliche und stilistische Gestaltung, also seine Literarität, richte sich dann nach Inhalt und intendierter Öffentlichkeit oder im Fall des Epigramms nach seiner Thematik. Denn das Epigramm habe ebenfalls eine Entwicklung durchlaufen, die es nach und nach zu einer „multifunktionalen Textsorte“ habe werden lassen, indem es sich „aus dem ursprünglichen konkreten Funktionskontext herausgelöst“ (8) und Themen sowie Motive aus Elegie, Tragödie, Epos und Rhetorik integriert habe.

Diese hier nur kurz umrissene Einleitung erweist sich als eine aspektreiche Einführung in die vielschichtige Problematik der Definition von Brief und Epigramm als Gattung. Überwiegen verbindende Gemeinsamkeiten oder doch differenzierende Unterschiede? Eine allgemein akzeptierte Definition liegt demnach jedenfalls noch nicht vor, sondern sie scheint gerade aktuell im Fluss zu sein.

Deshalb thematisierte eine Tagung an der Humboldt Universität Anfang 2019 diese sich aus dem bisherigen Befund ergebenden multiplen Fragestellungen. Der vorliegende Band publiziert fünf Jahre später die dort gehaltenen elf Vorträge, um ihre Ergebnisse einer breiteren Diskussion zugänglich zu machen.

Ulrich Schmitzer („Epigrammatisches in Ovids *Heroides*“, 87-104) macht etwa am Bei-